Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 18

Artikel: Der blaue Diamant [Fortsetzung]
Autor: Kürenberg, Joachim von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754050

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Joachim von Kürenberg

Der blaue Diamant

DIE GESCHICHTE EINES STEINES

4. Fortsetzung.

Copyright by Orell Füßli Verlag, Zürich, 1938

Ich bitte um ein Angebot»; es ist die erneute Aufforderung des Auktionators. «5000 Pfd. St.», ruft jemand aus dem Stehparterre. «8000 Pfd. St.», antwortet ihm ein Herr am Tisch mit ungewöhnlich großer Nase und abstehenden Ohren, die vor Nervosität zu wackeln scheinen.

«10 000 Pfd. St.!» Das ist die Stimme Mister Weils.

«Zum ersten, zweiten . . .!»

«12 000 Pfd. St.!» Die Stehenden machen einem kleinen dicken Herrn Platz, der keuchend diese Summe gerufen hat. Es ist Nathanael Endor, Juwelenhändler aus Amsterdam, der wegen Sturm auf dem Kanal sich verspätet hat. Mit runden, geröteten Glotzaugen sieht er gespannt auf den kleinen elfenbeinernen Hammer, wobei er sich eilfertig die nassen Tropfen von der Stirn wischt.

«12½», ruft Weil.

«13», sagt der aus Amsterdam.

«14», klingt es ruhig vom Tisch zurück; der Mann mit der großen Nase hat es geboten.

«14½», ruft Endor heiser.

«14 500 Pfd. St.», wiederholt der Auktionator, «zum ersten, zweiten . . .!»

Atemlose Spannung liegt über dem Saal; der Jude aus Amsterdam fährt mit dem Tuch in den Kragen, als wolle ihm dieser zu eng werden. Schon glaubt er sich seines Sieges sicher, da klingt wieder erbarmungslos die Stimme Weils.

«15 000 Pfd. St.!» Es ist das ihm vom Zaren gegebene Limit!

«Das ist zu viel, zu viel, viel zu viel!» ächzt der Amsterdamer und verschwindet wütend unter den Zuschauern.

«15 000 Pfd. St.! — 15 000 Pfd. St.! Kein höheres Gebot? — Zum ersten —»

Der goldene Bleistift Sir Henrys beginnt auf dem Blocke zu tanzen.

«Zum zweiten!»

«15½!» Sir Henry hat sein erstes Gebot gemacht. Weil erschrickt für einen Augenblick; er kennt ihn gut, diesen Bankier Hope, und weiß auch, daß jener einen harten Schädel hat, den er nicht so leicht aufgibt. Jedoch was spielen bei einem Zaren 1000 Pfd. St. mehr oder weniger für eine Rolle, man muß jetzt weiter bieten, also nickt er mit dem Kopf zum Zeichen, daß er höher gehen will.

«16 000 Pfd. St.», quittiert der Auktionator vom Pult.

«16½», antwortet Hope.

«17», ruft Weil, der damit, wie er sich selbst eingestehen muß, weit über seine Vollmachten hinausgeht.

«17½», sagt Hope und knöpft sich kaltblütig den Rock zu, denn für ihn ist die Auktion zu Ende. Er hat, was Weil übersehen hat, ja in seinem Safe jene Anweisung des Zaren und weiß darum, daß Weil nicht mehr weiter bieten kann.

Aber Sir Henry irrt sich. Weil ist gegen alle Gewohnheit aufgesprungen und an das Pult gegangen, um noch einen Blick auf den Diamanten zu werfen. Als ob ihn dieser erneut fasziniert hätte, bietet er weiter: 17 750 Pfd. St.

Der Auktionator schüttelt den Kopf: «Bitte, die Gebote werden mit Spannungen von 500 Pfd. St. abgegeben.»

Auch Sir Henry ist aufgestanden; er hat seinen Zylinder ergriffen und die Handschuhe hervorgezogen; umständlich streift er sie auf die Sessellehne gestützt über.

«Also: 18 000», stöhnt Weil.

Kaum können sich die Anwesenden vor Spannung halten.

In diesem Augenblick schreitet der Bankier an dem in seinem Stuhl zurückgesunkenen Weil vorbei zum Pult. Auch er will noch einen Blick auf den Blauen Diamanten werfen, bevor ihn der andere bekommt. Aber als er das blaue, blitzende Feuer auf dem gelben Samt sieht, schwinden auch seine Geschäftsprinzipien; ganz versunken in den Anblick des wunderbaren Steins sagt er leise, — es klingt wie eine Liebkosung: «Ich biete 18 500 Pfd. St. für ihn!»

Der kleine elfenbeinerne Hammer schlägt zu. Ein einziger Schrei der Zuschauer wie ein Ausbruch der Erlösung durchhallt den Saal. Sir Henry Thomas Hope ist damit der Besitzer des «Blauen Tropfen von Braunschweig», der von nun an nach ihm benannt: «der Hope» heißen wird.

Thron der Götter

Erlebnisse der Ersten Schweizerischen Himalaya-Expedition von Arnold Heim und August Gansser

Umf. 392 Seiten. Mit 29 Textzeichnungen, Notenbeispielen, 220 Tiefdruckabbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasser, 2 Auslegetafeln mit Panoramazeichnungen und Photopanoramen sowie einer neu bearbeiteten mehrfarbigen Reliefkarte. In Kohleinen geb. Fr. 16.80

Die «*Neue Zürcher Zeitung*» schreibt: «Schon beim Umblättern des Buches fällt die wirkliche Pracht, Lebendigkeit und Fülle der mitgegebenen Bilder als herrlicher Augenschmaus auf. Der vorliegende Bericht Heim und Ganßers dient beinahe ausschließlich einer Schilderung der touristischen Leistungen der Expedition und einer Darstellung der mannigfachen Erlebnisse mit den verschiedenstämmigen Eingeborenen, sowie einer liebevollen Mitteilung der Erfahrungen mit der Natur und vor allem auch mit sich selber.»

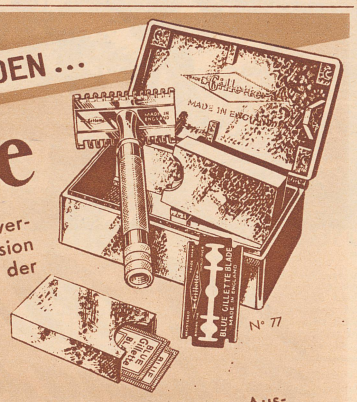
Prof. A. Attenhofer von der «*Neuen Bündner-Zeitung*» schreibt: «Wir haben wieder ein Werk, worauf die Schweiz stolz sein kann. Haben doch mit denkbar bescheidenen Mitteln zwei schweizerische Wissenschafter eine Expedition im Gebiete des mittleren Himalaya ausgeführt, die sich besser versehenen Unternehmungen wohl an die Seite stellen darf. Schon ein äußerliches Blättern in dem vornehm ausgestatteten Buch lohnt. Eine solche Bilderpracht habe ich noch nie in einem Reisewerk gefunden. Ob Photographie eine Kunst sei, weiß ich nicht; aber daß eine Reihe der Bilder mit künstlerischer Empfindung aufgenommen wurde, ist sicher. Nimmt man dazu noch den Reichtum an volks-, rassenkundlich, geographisch, geologisch, botanisch Wichtigem, das uns in den Bildern vor Augen tritt, so behauptet man nicht zu viel, wenn man sagt, schon der Bilderschmuck lohne den Kauf des Werkes reichlich. Alles ist lebhaft, warm, oft spannend und doch schlicht erzählt, mit strenger Wissenschaftlichkeit, fern dem Trockenen und überleuchtet von einer schönen menschlichen Gesinnung. Möge dies die letztvergangene, aber nicht die letzte Reise der Forscher sein, die uns dies so schöne, schöne Buch geschenkt.»

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

ERSCHIENEN IM MORGARTEN-VERLAG, ZÜRICH

JEDERZEIT ZUFRIEDEN ...

Gillette



Alle Gillette Rasierapparate werden mit der gleichen Präzision hergestellt und unterliegen der selben strengen Kontrolle.

Welches Modell Sie auch wählen, ein Gillette Rasierapparat wird Sie immer restlos zufriedenstellen.

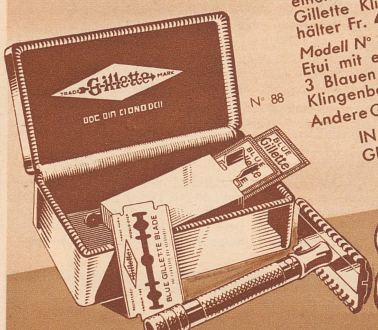
Zwei besonders beliebte Ausführungen:

Modell N° 77 - Bakelit-Etui, enthaltend einen Gillette Rasierapparat, 3 Blaue Gillette Klingen und zwei Klingenbehälter Fr. **4.-**

Modell N° 88 - Samtgefüttertes Nickel-Etui mit einem Gillette Rasierapparat, 3 Blauen Gillette Klingen in Spezial-Klingenbehälter Fr. **8.-**

Andere Gillette Modelle von Fr. **3.50** an.

IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN ERHÄLTLICH



Zum guten Rasieren gehört der Gillette Apparat

RASIERAPPARATE-HANDELS A. G., BAHNHOFSTR. 39, ZURICH

Talpra!

Es ist der Abend des 25. August 1856.

Vor der Czarda des ungarischen Dorfes Nagy Ivan hält ein leichter Wagen mit vier Schimmeln; er hat Radbruch. Bis der Schaden behoben wird, treten die beiden Fremden in die Wirtsstube ein: es ist der Baron Tibor von Fertak, Herr auf Tisza-Szölös und Tisza-Ors, ein noch junger, hochgewachsener Mann in Magnatentracht, die ein weiter Mantel verdeckt, und seine Frau, auch in einen Pelzmantel gehüllt, unter dem nur die Schleppe des Abendkleides sichtbar ist. Beide befinden sich auf dem Wege nach Schloß Barand zu einem Ball beim Grafen Esterhazy.

Seit einem Jahr ist Fertak verheiratet; in London hatte er damals die bildschöne Schauspielerin May Joho kennengelernt, damals noch als Frau von Lord Francis Hope, dem Sohn jenes Bankiers, der den «Hope»-Diamanten bei Christie ersteigert hatte.

Viel Unglückliches war in der Zwischenzeit geschehen. Durch falsche Spekulationen dieses Sohnes Lord Francis Hope und durch die Verschwendungssucht der schönen Schauspielerin waren Unsummen mühsam erarbeiteten und von Generationen ersparten Familienvermögens verschleudert worden, was den alten Sir Henry in eine solche Erregung versetzt hatte, daß er eines Tages nach einer Aussprache mit Lord Francis und Lady May vom Schlag gerührt worden war. Aber auch der Tod ihres Schwiegervaters konnte die Schauspielerin zu keiner Aenderung ihres Lebenswandels bewegen. Was noch an Vermögen blieb, gab sie für Rennpferde, Reisen, Yachten und Kleider, besonders aber für Schmuck aus, obwohl sie es schon verstanden hatte, den «Hope-Diamanten» vorsorglich an sich zu bringen. Schließlich war eines Tages Lord Francis gezwungen gewesen, den Bankerott zu erklären und nach dem Osten Londons in eine armselige Wohnung zu übersiedeln, in die ihm die schöne Lady May nicht mehr gefolgt war.

Ohne Abschied hatte sie ihren Mann ziehen lassen, um schnell sich in den Armen eines anderen zu trösten, an der Seite dieses jungen ungarischen Magnaten, der ebenso hübsch wie reich ist.

Verwöhnt wie sie ist, gefällt ihr diese Unterbrechung in Nagy Ivan wenig, schon gar nicht die rauchige Wirtsstube mit ihren roh gezimmerten Eichenholztischen und Stühlen, mit bäuerlich bunt bemalten Truhen an den rohen Quaderwänden, den letzten Zeugen der versunkenen Türkenzeit. Was der Wirt den Gästen anbieten kann, ist wenig: heiße Wurst, gerösteten Kukuruz, gesottenes Lammfleisch und Börkel, dazu Haluska, ein Topfengericht, wie auch Primsenkäse aus Schafsmilch.

Weit ist noch der Weg bis Barand, also heißt es, zugreifen und sich stärken mit dem gelben Landwein, der wie Grog heiß in die Gläser gegossen wird.

Dann fährt der Kutscher wieder vor und fort geht es mit Geknall der langen Peitsche durch das armselige Dorf hinauf auf weichem, kurzem Heidegras in die Puszta hinein, in die unabsehbare Oede, ohne Baum und Strauch, ohne Felder und Hütten, nur überragt von den bizarr sich in die Luft streckenden Hebebäumen der Ziehbrunnen mit baumelnden Wassereimern, als höchste Spitze der Puszta, gleich Galgen vor dem fahlblauen Himmel.

Pferdeherden grasen am Weg, behütet vom Csikos mit seiner Lammfellmütze und dem Lasso, das er neben sich liegen hat, wenn er am Brunnenrand auf dem Rücken liegend träumt, oft den ganzen Tag hindurch, ganz wie im Orient, der in der Puszta beginnt.

Je näher der Wagen dem Schloß Barand kommt, um so lebhafter wird das Bild: Schafherden tauchen auf, am Weg flackern Herdfeuer, über denen an Ketten kupferne Kessel hängen, umlagert von bärtigen Männern in geteerten Hemden, die nicht immer Gutes mit den Reisenden vorhaben.

Unwillkürlich faßt die Baronin unter den Mantel nach der Perlenkette, dem Blauen Tropfen auf der Brust, dem «Hope-Diamanten», der letzten Erinnerung an London und den armseligen Lord Francis.

Aber jede Gefahr eines Ueberfalls ist vorüber, denn schon tauchen auf den Nebenwegen die Gespanne anderer Gäste auf, die auch Barand zum Ziele haben. Einer dieser Wagen wird sogar achtspännig vom Bock gefahren, es ist der Obergespann von Kunhegyes, Graf Erdödy.

Eine fünffache Lindenallee führt auf den langgestreckten, weißen Bau aus Zeiten der großen Königin Maria Theresia. In schnellem Trab biegen die Schimmel zur Auffahrt ein, wo Diener die Gäste aus dem Fond heben, um dann die Wagen nach den Stallungen zu weisen, von wo schon das Gewieher der anderen Pferde die ankommenden begrüßt.

In der Halle steht der Hausherr Graf Stephan Esterhazy in Nationaltracht, den schwarzen Dolman mit feuerrotem Futter über die Schulter geworfen, den Tschako mit dem weißen Reiherbusch in der Linken, um die Freunde zu begrüßen, die Damen mit einem wirklichen «Küß die Hand!»

Musik klingt aus dem Tanzsaal; es sind Zigeuner, die besten Ungarns, die hier unter ihrem Primas Gabor Berkes [1]) ihre Fiedeln streichen, das Cymbal schlagen und jene alten Kurutzenlieder singen, die stolz herausfordernd aufrauschen, um fast klagend abzuklingen.

[1]) Sein Großneffe Bela Berkes war vor dem Weltkrieg ebenfalls ein gefeierter Primas in Budapest.

(Fortsetzung Seite 531)

10. MAI 1938
Ziehung der 4. Tranche

Der Ertrag der Landesausstellungs- und National-Lotterie wird zu gleichen Teilen als Beitrag an die Kosten der Schweizerischen Landesausstellung 1939 in Zürich und zu gemeinnützigen oder wohltätigen Zwecken in den beteiligten Kantonen verwendet.

Die Lose der 4. Tranche sind zur Hälfte schon vergriffen. Sichern Sie sich noch rechtzeitig Ihre Lose. Beachten Sie die neue Ziehungsmethode mit den großen Gewinnchancen und den Trefferplan mit den vielen Treffern in mittlerer Lage:

1 Treffer	zu Fr.	50,000
3 Treffer	zu Fr.	10,000
10 Treffer	zu Fr.	5,000
100 Treffer	zu Fr.	1,000
100 Treffer	zu Fr.	500
150 Treffer	zu Fr.	200
250 Treffer	zu Fr.	100
453 Treffer	zu Fr.	50
47 Nachbartreffer	zu Fr.	50
24,000 sichere Treffer	zu Fr.	10

Total 25,114 Treffer, von denen 24,000 zu Fr. 10.— nach 10 zweistelligen Endzahlen ermittelt und alle übrigen 1114 Treffer einzeln gezogen werden.

Lospreis Fr. 5.–

Auf eine geschlossene Serie von 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluß fällt mindestens 1 Treffer. Nach Ausverkauf der 4. Tranche setzt sofort der Losverkauf der 5. Tranche ein.

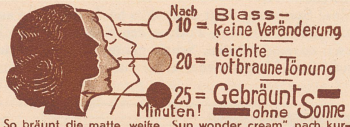
Ziehung der 5. Tranche 11. Juni 1938.

Losbestellungen auf Postcheck VIII/11300 (zuzügl. 40 Rp. Porto) oder per Nachnahme beim Off. Lotteriebüro der Landesausstellungs- und National-Lotterie, Löwenstr. 2 (Schmidhof), Zürich, Tel. 58.632. Barverkauf in den der Interkantonalen Lotterie-Genossenschaft angeschlossenen Kantonen durch die Filialen der A.-G. Orell Füssli-Annoncen und Publicitas A.-G., bei allen Banken, sowie bei den mit dem „Roten Kleeblatt"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen.

LANDESAUSSTELLUNGS- und National-Lotterie

Beinverkürzungen
Lähmungen, Bein- und Fußmißbildungen. Verlangen Sie Gratisbroschüre Nr. 14. Keine Korkstiefel, jeder Ladenschuh verwendbar. Eigene Patente. „Extension", Zürich 7, Rütistr. 4. Frankfurt a. M., Amsterd., Stockholm.

SCHMERZFREI ..
DURCH BAYER Pyramidon
TABLETTEN



So bräunt die matte, weiße „Sun wonder cream" nach kurzer Einwirkung, ohne Sonne zu benötigen. Topf Fr. 4.20. **Im Hochgebirge, in starker Sonne** dagegen verwende man das tiefbräunende neue „Cellcon E". Unbedingter Schutz gegen Hautschälen und Sonnenbrand. Kein Versagen. Sportpackung Cellcon Fr. 2.75. Schnellversand portofrei gegen Nachnahme oder vorherige Postscheckeinzahlung VIII 3214 Ultrasun A.-G., Bahnhofstr. 70, Zürich.

Leiden Sie an Rheuma?

Plagt Sie von Zeit zu Zeit Hexenschuß oder haben Sie Schmerzen im Kreuz? Dann versuchen Sie es mit „Enderma", der neuen radio-aktiven Unterwäsche, die von in- und ausländischen Autoritäten geprüft und begutachtet wurde.
„Enderma" bringt durch ihre wohltuende Wärme bei allen rheumatischen Leiden Linderung und wirkt gesundheitsfördernd und zugleich vorbeugend.

Enderma

radio-aktive Unterwäsche

Hersteller: Joh. Laib & Cie., Wirk- und Strickwarenfabrik / Amriswil

Bei dieser Musik ist die Stimmung im Saal schon weit vorgeschritten. Als Baron und Baronin Fertak den Saal betreten, wenden sich unwillkürlich alle Blicke der Frau zu; man kennt die Londoner Vorgänge, auch die Geschichte dieses «Hope-Diamanten», der von ihrer Brust strahlend blau leuchtet. Selbst der Obergespann, der gerade in einem politischen Gespräch ist, bricht beim Erscheinen der ehemaligen Schauspielerin die Unterhaltung ab, um prüfend sie zu betrachten: «Muß gestehen, bin enchantiert; das ist kein Flitscherl vom Theater mehr, sieht meiner Seel aus wie veritable Fürstin!»

Auch den jungen Herren im Nebensaal entgeht diese Frau nicht; sie sind schon ein wenig animiert, was bei der Güte des Tokayer kein Wunder ist.

Wenn der Ungar Feste feiert, so herrscht eben diese Ausgelassenheit mit Wein und Cymbalspiel, umklirrt vom ritterlichen Ton der Sporen. Vaterland und Frau bleiben dabei Begriffe, um die sich alles dreht mit dem Schwung des Wortes von Alexander Petöfi: «Talpra!» — «Auf denn!»

«Talpra!» ruft auch der Hausherr dem Herrn Schramml aus Wien und seiner Kapelle zu, die nun mit einem Wiener Walzer einsetzt. Im neuen Tanzschritt drehen sich die Paare, auch die schöne Baronin in den Armen des Obergespanns, dessen hochgezwirbelte Schnurrbartspitzen als triumphierende Fanale aus dem Gewoge herausragen.

Dann fallen wieder die Zigeuner ein; es ist ein uraltes Lied, welches das Cymbal rauschend begleitet:

«Ach, ihre Augen,
gleich vollen Trauben,
haben mich machtlos gemacht.
Dem Abgrund geht es fliegend entgegen,
und jene, jene, die lacht!»

Baron Tibor hört es; er sieht auch, wie seine Frau in einer Gruppe von jungen Herren steht und diese mit dem gleichen Blick anschaut, wie sie ihn damals in London noch als Lady Hope angeblickt hatte. Mit einem Zug stürzt er das Glas Champagner hinunter und wirft es zum Fenster hinaus. Der Ungar liebt die Scherben!

Die Türen des Speisesaals werden geöffnet, das Souper soll serviert werden; aber dazu kommt es nicht, denn in diesem Augenblick stürzt ein Diener in den Saal, vor Aufregung fast nicht fähig, etwas herauszubringen: «Meltosagos ur! — Hochgeborener Herr!»

Der Graf packt ihn bei den Schultern und rüttelt ihn auf: «Es brennt im Pferdestall!»

«Frauen — sehr schön! Aber — Pferde sind wichtiger!» hat einmal der berühmte Reiter Graf Sandor gesagt.

Man stürzt hinaus in die Nacht, um die wertvollen Mutterstuten und Zuchthengste aus dem Stall zu retten. Dichte Funken fallen bereits vom Dachgestühl flatternd in den Park, entzünden zu grausamem Spiel die Sonnen und Raketen des aufgestellten Feuerwerks, die zischend sich drehen, wild jauchzend in die Höhe der schwarzroten Rauchwolken steigen, um dann gelassen ihren bunten Sternenregen wie zum Hohn auf das prasselnde Flammenmeer der Brandstätte herabzuschicken.

An der Brandstätte erteilt der Graf Anweisungen, wie man an die von den Feuerflammen eingekreisten Tiere herankommen soll. Auch die Damen helfen mit, selbst die Baronin; unmittelbar vor dem Stalltor will sie gerade einen Schlauch halten, als plötzlich die glühenden Türbohlen unter dem Druck des Rauches nachgeben und auseinanderbrechen.

Halb wahnsinnig vor Angst, rasen die fast versengten Pferde aus dem siedend heißen Stall heraus ins Freie, reißen alles nieder, auch die durch ihre Schleppe behinderte Frau, die von den ausgreifenden Hufen der zitternden Tiere zu Tode gestampft wird.

Die Tote trägt man hinauf in den Saal, wo noch immer die Zigeuner jubelnd geigen, nun jäh abbrechend im Spiel, da ein anderer den Taktstock ergriffen hat. Mit einem Tuch bedeckt man die bis zur Unkenntlichkeit Entstellte; eingedrückt in ihre Brust ist der blaue Stein, das Einzige, was nicht zerstört ist; unverletzlich ist er geblieben, seinem Namen Adamas getreu.

Der Wunsch Fertaks, die tote Frau noch in der Nacht nach Tisza-Szöllös zu überführen, stellt sich als unmöglich heraus, da alle Wagen verbrannt sind und die Pferde irgendwo draußen auf den Wiesen oder in der Puszta herumirren.

Um diese wieder heimzubringen, läßt der Graf zwei im Park eingefangene Pferde satteln.

Schon graut der Morgen. Durch das Laub der Lindenallee glitzern die ersten Sonnenstrahlen über dem taufrischen Gras. Der Graf schwingt sich in den Sattel; das

Kräftige Naturen können ohne Zwischenverpflegung und ohne zu erlahmen lange Zeit angestrengt arbeiten.

Die meisten Werktätigen halten solchen Raubbau an ihren Kräften nicht aus. Sie müssen die aufgebrauchten Energien fortlaufend ersetzen.

OVO SPORT sollte auf keinem Arbeitsplatz fehlen. Sie enthält nur rasch ins Blut gehende Aufbaustoffe, ohne wertlosen Ballast. Dabei mundet sie herrlich.

OVO SPORT
stärkt augenblicks

50 cts.
Dr. A. WANDER A.G.

S. d. 11.

Schweizer Barock-Möbel aus massivem Nußbaumholz. Originalschöpfungen unserer eigenen Architekten. Stilechte, zeitlose und formvollendete Meisterwerke schweizerischen Handwerks. Auch diese Pfister-Möbel sind preiswert und wertbeständig.

Größte und vielseitigste Auswahl.
Wir bitten um Ihren Besuch.
Verlangen Sie gratis Kataloge mit 225 Abbildungen.

Raum Kunst
für das gepflegte Heim

SPEZIAL-ABTEILUNG DER MÖBEL-PFISTER A.G.
BASEL ZÜRICH BERN

Nützliche Anregungen

finden Sie auf allen Inseratseiten dieser Nummer. Sehen Sie sich stets die Inserate an. Es ist kurzweilig und wie gesagt nutzbringend

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertlose Gewaltmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt illustriert, neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von **Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau** 472

mit PER wird er sauber

DR 0104

Henkel & Cie. A.G., Basel

„Rivasan"-Blutreinigungselixier

garantiert reiner Extrakt aus Wurzeln, Beeren und Kräutern, begünstigt den Heilungsprozeß!

Machen Sie eine Kur!

Wir raten Ihnen aus Erfahrung.
Preis pro Flasche Fr. 3.50, große Flasche Fr. 6.—, erhältlich in den Apotheken oder durch die
„Rivasan"-Apotheke zum Kreuz, Olten.

HÜHNERAUGEN

Scholl's Zino-Pads zur gefahrlosen Behandlung von Hühneraugen und zum Schutz vor Schuhdruck und Reibung. — Auch in Größen für Hornhaut, Ballen und weiche Hühneraugen. Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien. Preis Fr. 1.30 und 75 Cts. per Schachtel.

Scholl's Zino-Pads

andere Pferd besteigt der Baron; dann traben sie die Rampe hinunter der weiten Steppe zu, die wie beim Delibab, dem Feenkind der Puszta, in wundervollen Farben aufleuchtet, um reitend und schweigend dem neuen Tag entgegenzugaloppieren.

Folies Bergères.

Im abendlichen Frieden liegen die stillen Straßen des Faubourg St. Germain, fernab der «Hauptstadt der Welt», weit fort vom lauten Getriebe der großen Boulevards und jener Stadtteile, die Paris den Namen eines «Babels von Europa» eingetragen haben.

Selten nur rollt ein altertümliches Gefährt durch die Straßen: ein Coupé auf Gummirädern, hinter dessen seidenen Fenstervorhängen vielleicht eine Dame sitzt, auf dem Wege zur Frühmesse oder zu einem Besuch in der Rue de Verneuil.

Durch diese Rue de Verneuil geht an einem Frühlingsabend des Jahres 1862 ein kleiner, korpulenter Mann: Jacques Colot. Drüben in St-Honoré, wo er sein Büro hat, gilt er als reicher Mann, groß geworden durch glückliche Spekulationen, die den ehemaligen Lagerhaus-Diener nun zum Millionär gemacht haben.

Vor dem Haus Nummer 16 dieser Rue de Verneuil bleibt Colot stehen; ein Wappen mit zwei gekreuzten Aexten und einer Jungfrau auf dem Helm ist über dem Torbogen eingemeißelt. Das Gitter steht offen, leer ist auch die gepflasterte Cour de l'Approche. Erst unter dem vorspringenden Glasdach des Eingangs tritt ihm ein alter Diener ganz in Schwarz gekleidet entgegen.

Als dieser einen Blick auf die Visitenkarte geworfen hat, führt er Colot in einen kleinen Saal des Parterre neben der Conciergerie, um dann mit dem Tablett und der Karte steif und gemessen die Treppe zum ersten Stock hinaufzusteigen.

So vornehm wie es hier aussieht, dünkt dem Spekulanten daheim auch die eigene Wohnung, die man dem alten, feinen Geschmack des Faubourg St-Germain anzupassen versucht hat: mit venezianischen Lüstern, Aubusson-Teppichen und Ahnenbildern, wenn sie auch nur im Hotel Drouot ersteigert sind.

Ersteigert! Ja, dort im Drouot hatte er auch den «Hope-Diamanten» aus dem Nachlaß der Lady May, der Baronin Fertak, für bare 34 000 Pfund erworben, um schon einige Wochen später diesen blauen Stein mit großem Gewinn, für 44 200 Pfund, an den Prinzen Kanitowski weiter zu verkaufen, also für einen Preis, der das Doppelte darstellt, was bei Christie erzielt worden war.

Und doch kann sich Jacques Colot dieses Gewinnes nicht freuen. Eine geheimnisvolle Gewalt zieht ihn zu dem Stein, nicht etwa, um ihn wieder zurückzugewinnen, nur um sich zu vergewissern, wo er ist und um sicher zu sein, daß er von dort nie wieder in seine Hände gelangen wird, denn nachträglich hat er die Geschichte des Blauen Diamanten erfahren und zu seinem Schrecken feststellen müssen, daß ihm bereits alle neuen Spekulationen seit dieser Ersteigerung des Steines mißglückt sind und nur schwere Verluste eingebracht haben.

Die Türe öffnet sich; durch ein leichtes Kopfneigen fordert der Diener den Fremden auf, ihm in den ersten Stock zu folgen.

Prinz Kanitowski ist noch jung; seine Zeitgenossen haben ihn nicht gerade einen «Beau» genannt, wohl aber seine Erscheinung für interessant erklärt, besonders wegen seiner auffallend weißen Gesichtsfarbe und den kohlschwarzen Augen und Haaren. Ebenso auffallend finden die Damen seine schmalen blassen Hände, an deren Fingern er ausgesucht kostbare Ringe zu tragen pflegt. Colot schätzt diese Steine mit einem Blick; sie müssen als Wert ein Vermögen ausmachen.

Nach einigen vorsichtigen Fragen kommt Colot auf den eigentlichen Zweck seines Besuches: er will — von dieser unbestimmten Angst getrieben — sich vergewissern, ob der Prinz den Unglücksstein wirklich noch hat.

Müde winkt Kanitowski ab: «Unglücksstein! — Ich kenne diesen Unsinn, den man dem ‚Hope' anhängen will; im übrigen bin ich nicht abergläubisch, Herr Colot, und wäre ich es, so würde ich es interessant finden, erst recht mich in den Bann eines so geheimnisvollen Steines zu begeben!»

Colot weiß jetzt, daß der andere den Blauen Diamanten noch hat, ihm bleibt nur übrig, den Käufer eindringlich zu warnen, sich in Gefahr zu begeben, denn jedes kommende Unheil könnte auch ihn, den abergläubischen Colot, in Mitleidenschaft ziehen. Eine solche Gefahr sieht er bereits aufziehen. Ganz Paris spricht davon, daß die b rühmte Tänzerin Ladue vom Theater der Folies Bergères die Geliebte des Prinzen ist; aber man weiß auch, daß sie vorher die Freundin eines Baron Pizzutti gewesen ist, der sich um ihretwillen finanziell ruiniert hatte und nun dem reichen Prinzen weichen soll. Jede Nacht sitzen sich die beiden Rivalen im Theater in ihren Proszeniumslogen gegenüber, der eine rasend vor Eifersucht, der andere stürmisch in die Tänzerin verliebt, bereit, alles wie jener für sie zu opfern.

Als Colot von dieser Ladue und dem eifersüchtigen Baron Pizzutti zu sprechen anfangen will, unterbricht ihn der Prinz mit dem Hinweis, daß seine Zeit gemessen sei und er ins Bois auszureiten gedenke und wie gewohnt auch diese Nacht das Theater der Folies Bergères in der Rue Richer 32 zu besuchen.

Bevor er die Loge betritt, nimmt er in der Bar des Theaters einen Mazagran; im gleichen Augenblick verlangt eine Stimme hinter ihm: «dasselbe». Im Spiegel sieht der Prinz das Gesicht, es ist der andere, der Abgewiesene, der Italiener: Baron Pizzutti. Er will wirklich dasselbe!

Es ist ein vornehmes Theater, diese Folies Bergères; hier haben die Grisetten vom Montparnasse keinen Einlaß.

Wie fast alle Abende ist das Theater wegen des Auftretens der Ladue ausverkauft. Nur in den roten Plüsch-Logen des Proszeniums gähnen einige leere Plätze, wo wieder Kanitowski allein an der Brüstung sitzt, dem Rivalen Pizzutti gegenüber.

Tänzerinnen und Chansonetten wechseln zunächst im Programm miteinander ab, die letzteren mit dem neusten Schlager von Montmartre: «Etoiles, qui filent» oder mit der rührseligen Geschichte vom «Vieux Sergent» oder gar mit dem beliebten Lied vom «Roi d'Yvetot». Obgleich diese Chansonetten nicht immer schön und richtig singen, so quittiert doch das Publikum solche falsche Stellen mit besonderem Applaus.

Die Reihe ist nun an Madame Claire de Cosy, dem Star der Chansonetten von Paris; sie erscheint in großem Abendkleid mit vielen Perlen, von denen niemand weiß, ob sie ein Vermögen darstellen oder einen Haufen Fischschuppen. Mit einer Geste à la Rachel läßt sie sich in einem Sessel nieder, entfaltet den Straußenfeder-Fächer, um mit einer spitzen, zitternden Stimme das Chanson zu beginnen, das durch sie ganz Paris verrückt gemacht hat:

«En France tout finit par une chanson!»

«In Frankreich endigt alles mit einem Liedchen!»

Unförmige Blumenkörbe und große Füllhörner schleppt man danach auf die Bühne. Böse Zungen behaupten, es wären immer dieselben Blumen und zwar künstliche. Aber die selig lächelnde Diseuse gibt hinter der geschlossenen Gardine nicht eher Ruhe, bis der schwitzende Mann am Vorhang noch einmal das Seil zieht, obschon der Beifall längst abgeflaut ist.

Nach dem Programm muß jetzt die Ladue auftreten, der Höhepunkt aller Darbietungen. Schon im Programm ist sie als die schönste Frau von Paris bezeichnet, nur vergleichbar mit jener anderen schönen, wenn auch stummen Pariserin, die im Louvre wohnt: der Venus von Milo. Im Zuschauerraum kennt man sie gut, wenigstens die Geschichtchen um ihre Vergangenheit, wonach sie ein ehemaliges Schankmädchen eines Café chantant der Vorstadt gewesen sei. Natürlich weiß man auch von ihren Liebschaften, zu Pizzutti und Kanitowski, obendrein von ihrer Bigotterie und den täglichen Besuchen der Messe in St-Germain l'Auyerrois, was sie jedoch nicht hindern soll, ihr recht ausgelassenes Leben fortzusetzen, gedeckt eben durch diese zur Schau getragene Frömmigkeit.

In schneeweißem langwallendem Schleiergewand steht sie jetzt auf der Bühne; ihr dunkles Haar ist aufgelöst und fällt wie eine schwarze Flut auf das Weiß, das ihre Glieder wie Wellen umfließt. Auf diesem Weiß glitzert ein blauer Tropfen, der berühmte Diamant, den ihr der Prinz geliehen hat; sie will damit die andere, die singende Rivalin mit den Perlen ausstechen.

Langsam breitet sie die Arme wie Schleier-Flügel aus, um, bevor sie zu tanzen beginnt, noch einen schnellen Blick grüßend ins Proszenium auf den Prinzen zu werfen. Da kracht ein Schuß; rauchend starrt der Revolver über die Logen-Brüstung des Verschmähten.

Die Ladue ist umgesunken; auf der Brust neben dem Blauen Diamanten zeigen sich helle, rote Flecken; es ist Blut. Der Schuß sitzt mitten im Herz.

Eine große Erregung bemächtigt sich des Publikums; man ruft wild durcheinander, während die herbeigeeilte Polizei den Täter Pizzutti verhaftet. Auf der Bühne bemüht sich der Regisseur, ein Arzt und der über die Rampe gesprungene Prinz um die leblos daliegende Tänzerin. Es ist vergeblich.

Während man die Leiche hochhebt und vom Schauplatz ihrer Triumphe fortträgt, klingen aus der Bar herauf die lustigen Klänge der Tanzkapelle, dazwischen die schrille Stimme der Madame de Cosy: «En France tout finit par une chanson!»

Ein Jahr später ist auch Prinz Kanitowski nicht mehr unter den Lebenden; er wird auf einer Reise in Odessa von Revolutionären ermordet.

Am 11. April stirbt Jacques Colot im Irrenhaus, gejagt vom Verfolgungswahnsinn und dem Gedanken, man wolle ihm heimlich den Blauen Diamanten zustekken, weshalb er alle seine Taschen sorgfältig zugenäht hat, um dem verhängnisvollen Schicksal zu entgehen.

Die Quelle von Kiathane.

Wieder ist es ein Frühlingsabend.

Vom letzten Abendstrahl vergoldet liegt in märchenhafter Pracht Stambul mit seinen ungezählten Minaretts und Kuppeln, Galata und Pera, der Bosporus mit seinem glitzernden Wasser und an dessen Ufern der lang hingestreckte, weiße Sultanspalast von Dolma-Bagtsche.

Drohend starren um das Schloß hohe Gitterstäbe, bewacht von der Leibgarde des Sultans in roten gelbbetreßten Uniformen mit dem niedrigen Fes des Abd-ul-Asis.

Unbeweglich starren die Wachen über das Wasser und die Straße, durch nichts zu beirren, nicht einmal durch eine näher kommende, schwarze Victoria-Kalesche aus dem Marstall des Padischahs, deren Kutscher, ohne das gewohnte Zeichen mit der Peitsche zu geben, an Dolma-Bagtsche vorbeifährt. Erst am Fuße des Hügels von Beschiktasch biegt er von der Straße in eine breite Zypressenallee ab, an deren Ende sich ein Kiosk und abermals eine Wache befindet.

Es ist der Eingang zum Yildiz-Palast, Wohnsitz des Sultans Abd-ul-Hamids II., unpassierbar für jeden, der sich nicht durch verschiedene und vielfarbige Geleitscheine der Polizeibehörde von Taxim ausweisen kann.

Die beiden Herren im Fond der Victoria können dem wachthabenden Hauptmann diese Papiere vorweisen, die aber erst nach umständlicher Prüfung zurückgereicht werden; dann erst ist die Weiterfahrt freigegeben.

Unersteigbare Mauern mit meterdickem Umfang tauchen auf, an ihren Toren von bis an die Zähne bewaffneten Garden bewacht, die erneut blaue, rote oder gelbe Karten den Gästen abfordern.

Das ist das Reich dieses Abd-ul-Hamids II., des 34. Sultans aus dem Hause Osman, des zweiten Sohnes von Abd-ul-Medschid und einer armenischen Sklavin, was er jedoch nicht wahr haben will. Hier lebt dieser sich fürchtende, gefürchtete Tyrann, der sich fälschlich der Siegreiche nennt, obgleich er fast alle seine europäischen Besitzungen verloren hat: Bosnien, Serbien, Rumänien und Bulgarien, aber auch die besten Gebiete in Kleinasien, Aegypten und Kreta dazu. Gladstone hat diesen «irrsinnigen Hamid Effendi» nur «den großen Mörder» genannt und Anatole France hat die gleiche Meinung, wenn er ihn nie anders betitelt als den «wahnsinnigen Despoten». Andere haben ihn mit Nero, Timur und Dschingis-Khan verglichen, ja einige aufrechte Türken haben ihm noch nicht einmal solche Vergleiche zugebilligt wie Mehmed Ruschdi Pascha, der nach der Schwertumgürtung Abd-ul-Hamids in Ejub erklärt hat: «Unser Herr hat alle nur denkbaren Fehler und überdies noch den Dünkel, alles zu wissen, ohne daß er wirklich das geringste weiß!»

Selbst seine Freunde sind vor Abd-ul-Hamid nicht sicher. Der Mann, der ihn einst zum Sultan gemacht hatte: Midhat-Pascha, wird auf Befehl des Padischah ermordet und sein Kopf als «chinesisches Porzellan» deklariert nach Konstantinopel geschickt, damit Abd-ul-Hamid auch sicher ist, daß sein Befehl ausgeführt wurde. Dreihunderttausend Menschen sollen nach vorsichtigen Berechnungen den Wahnvorstellungen dieses Sultans zum Opfer gefallen sein, vor allem durch Massenmorde von Tscherkessen, Wallachen, Albanesen, Drusen, Kurden, Arabern, Jeziden, Griechen und besonders von Armeniern. Dreitausend Bulgaren verbrannten allein in der verschlossenen Kathedrale in Orfa und ebensoviele Türken ließ er bei Rumeli-Hissar wie Katzen im Bosporus ertränken.

Um die armenischen Greuel vor der europäischen Welt zu vertuschen, werden 640 Orden verliehen und 235 000 türkische Pfund verausgabt im Glauben, Geld könne alles wieder gut machen. Aehnliche Gedanken beherrschen den Sultan auch, wenn er anläßlich des Berliner Kongresses Savfet Pascha zu überreden sucht, «mit einer Million Pfund den Giaur Bismarck zu bestechen.»

Da der Sultan ein jährliches Einkommen von 30 Millionen Francs hat, so ist es ihm leicht, viele zu bestechen, um sich so, die er fürchtet, vom Halse zu schaffen. Von seiner dauernden wahnsinnigen Angst berichten auch immer wieder die Botschafter der fremden Staaten an ihre Regierungen, weil dieser Verfolgungswahnsinn des Sultans bei jeder Maßnahme berücksichtigt werden muß.

Ueberall wittert er Verrat und Mord. Als man ihm zum Beispiel den Tod seines Gegners Kadri Paschas und die Ueberführung der Leiche von Adrianopel nach Stambul meldet, verbietet er dies aus Furcht, der Pascha könne sich auf diese listige Weise im Sarg nach Stambul einschmuggeln, um eine Revolution gegen ihn anzuzetteln. Aus dem gleichen Grunde lehnt er alle Eingaben der Konstantinopeler Stadtverwaltung wegen Telephonanlagen ab, wiederum aus Furcht, eine solche Nachrichtenübermittlung könne Verschwörungen erleichtern.

Das schlimmste aber ist für Abd-ul-Hamid, den Yildiz verlassen zu müssen, und zwar am 15. Tag im Ramadan, um in Top Capu den Mantel des Propheten anzubeten. Dann ist er gezwungen, durch die Stadt zu fahren, was aber nur im offenen Wagen geschieht, damit er jederzeit schnell herausspringen kann. Dabei sind die Straßen von seinen Garden besetzt und die Häuser voller Polizei, die darauf streng zu achten hat, daß niemand ans Fenster geht.

Außer dieser Fahrt nach Top Capu muß er jeden Freitag den Selamlyk besuchen, was ihm nicht minder schrecklich ist. Diese Angst vor einer solchen Ausfahrt steigert sich noch, als man nach der Ermordung des Königs Umberto von Italien in den Taschen des Anarchisten eine Liste findet, in der er selbst als Numero Zwei an die Reihe kommen soll. So läßt er häufig an seiner statt Kutschuk Said Pascha, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht, den Wagen zum Selamlyk besteigen. Muß er aber einmal wirklich persönlich an einem solchen Freitag ausfahren, so ist das mit so großer Angst verbunden, daß ein kleiner, aufgestiegener Luftballon der Versuchsanstalt in Pera genügt, sofort umzukehren und in jagender Fahrt hinter den Mauern des Yildiz Schutz zu suchen, wo er sich dann im sogenannten Zement-Kiosk versteckt und stundenlang einschließt. (Fortsetzung Seite 535)

Diesen Kiosk sehen nun auch die beiden Herren nach dem Passieren der fünften Mauer; sie ist so stark, daß zwei Wagen auf ihren Zinnen aneinander vorbeifahren können. Noch einmal müssen die beiden einen Schein, ihren letzten, vorweisen, dann geht es weiter in das eigentliche Wohnbereich des Padischahs.

Der Zement-Kiosk steht an Stelle eines durch Erdbeben zerstörten Pavillons, ist darum einstöckig und ganz auf federndem Stahl errichtet. Diese Beschaffenheit des Hauses ist es auch, die Abd-ul-Hamid veranlaßt, hier öfters die Nächte zu verbringen.

Der Zeremonienmeister Kiamil Bey hat die beiden Herren erwartet; er begrüßt sie am Wagenschlag, um sie dann in den Kiosk zu geleiten. Obgleich nur wenige — man sagt vierzehn — Zimmer in dem Gebäude vorhanden sind, kann sich kein Fremder in diesem Gewirr von vorspringenden Türen, Erkern und zurückweichenden Wänden zurechtfinden, die ein richtiges «Labyrinth» darstellen, wie der Kiosk auch häufig genannt wird.

Abd-ul-Hamid ist gerade beim Abendessen; so müssen die beiden Herren in einem Nebenzimmer warten; so können sie beobachten, wie der Leibgardist Gany Bey die Speisen in einem versiegelten Korb hineinträgt. Im Speisezimmer wird der Korb von Kelardji Bachi — das ist der General-Intendant der Küchen — namens Osman Bey in Empfang genommen und nach Prüfen des unverletzten Siegels geöffnet; dann erst werden die Schüsseln aufgetischt: Süße Yaurtschi, eine dicke Milch, Eier, Pilaw und pikant gesottene Hammelfüße, die der Sultan besonders schätzt. Als Nachspeise folgt ein Sorbet à la Violette, Mastix und türkische Bonbons, die Abd-ul-Hamid aber immer erst einer Angorakatze zuwirft, um festzustellen, ob diese Süßigkeiten auch nicht vergiftet sind. Als Getränke stehen, gegen Mohammeds Geheiß, französischer Champagner und Kognak bereit.

Nach dem Essen wäscht sich der Sultan mit Rosenwasser die Hände; dann steigt er auf einer geheimen Treppe in seinen unterirdischen Safe hinab, wo seine Dokumente, Banknoten und Edelsteine aufbewahrt liegen. Von diesem Kellergewölbe geht ein kurzer, unterirdischer Gang zu einer kleinen Tür, die sich auf eine vorspringende, sonst unzugängliche Bastion öffnet, wo der Sultan in einer dicht bewachsenen Laube seinen Kief im Freien, das heißt, vor sich hinbrütend ein türkisches dolce far niente zu versuchen pflegt.

Die Anlagen um diese Laube müssen beim Erscheinen Abd-ul-Hamids taghell erleuchtet sein, auch ist den Wachen befohlen, recht laut auf ihren Gängen auf und ab zu marschieren, damit der Geängstigte alles sehen, hören und durch Nichts überrascht werden kann.

Der Blick von dieser Bastion schweift über herabsinkende Gärten, den schimmernden Bosporus und das Goldene Horn, über Stambul von der Suleimanje-Moschee und der Hagia-Sophia und den sechs aufragenden Minaretts der Achmed-Moschee überkrönt, über die wie eine Zunge vorschnellende Alte Serailspitze bis zum Horizont mit der anmutig verlaufenden Wellenlinie des asiatischen Ufers und den blinkenden Lichtern von Haidar-Pascha.

Der Mulatte Hassan Pascha meldet die beiden Ankömmlinge; es sind: Ali Fuad Bey, der Sekretär des Sultans, und Seyfullah-Pascha, der noch nicht lange den Fez des Muselmanns trägt; eigentlich heißt er Georges Aramanier und entstammt einer reichen, christlichen Familie in Phanar. Durch seine Kenntnisse in Magie, Alchimie und Astrologie war dieser Aramanier schon früher dem abergläubischen Abd-ul-Hamid aufgefallen, der bald den unentbehrlich werdenden Mann zum Hofastrologen unter dem Namen Seyfullah-Pascha gemacht hatte, was von diesem mit dem Uebertritt zum islamitischen Glauben bedankt war.

Jedesmal, wenn Seyfullah seinen Padischah sieht, fallen ihm die ungewöhnlich großen Kinnbacken auf, wie auch die stark gebogene Nase und die sinnlich herabhängende Unterlippe, vor allem aber diese tiefen, schwarzen Augenhöhlen, über denen die Lider wie Hautsäcke hängen; es sieht fast aus, als ob der Sultan schlafe. Regungslos liegen seine dünnen, weißen Hände im Schoß, die in der Erregung gern in den runden Backenbart greifen, der grauer geworden ist, obgleich Abd-ul-Hamid ihn noch immer nach dem alten Rezept eines arabischen Scheiches mit einer Mischung von Kaffee, Galläpfeln und Henna färbt.

Mit einer weichen Stimme, die man bei diesem Despoten am wenigsten erwartet, beginnt er die Unterredung: «Ich habe dich rufen lassen, Pascha, um von dir eine Bestätigung zu hören. Du entsinnst dich des letzten Kurban-Bairam-Tages! Damals weissagtest du mir in Kakiköi etwas. — Du entsinnst dich! — Es betraf die Quelle von Kiathane!»

Seyfullah muß einen Augenblick nachdenken, dann steht das Sternbild jenes Tages deutlich vor ihm und damit auch die abgegebene Prophezeiung: «Eure Majestät werden Sultan bleiben — so deutete ich damals des Himmels untrügerische Zeichen —, so lange die Quelle von Kiathane springt und Eure Majestät vor jedem Schlafengehen von diesem Wasser trinken werden!»

Bewegungslos sitzt Abd-ul-Hamid, als wolle er das Gehörte noch einmal für sich selbst wiederholen, dann hebt er einen Finger; Hassan tritt hervor und dreht blitzschnell eine Zigarette, von denen der Sultan fünfzig bis sechzig am Tage zu rauchen pflegt.

«Djafer-Agha soll kommen!» befiehlt er, indem er den Rauch nachdenklich vor sich hinbläst.

«Wiederhole, was du mir heute berichtet hast», sagt er zu diesem Lieblings-Eunuchen, der sich mit über der Brust gefalteten Händen fast bis zur Erde verneigt:

«Seine Hoheit der Großeunuche Dar us scherife agassy, der Hüter der Pforten der Glückseligkeit», so beginnt Djafer-Agha seinen Bericht, «befahl mir, heute um die vierte Stunde nach Mittag, wie jeden Tag zuvor, nach der Quelle von Kiathane zu reiten und Eurer Majestät das Wasser für die Nacht zu holen. Ich fand die Quelle wohl, jedoch kein Wasser in dem Brunnen. Die Neuigkeit habe ich sofort gemeldet; darauf ist unser Wasserbohrer Jussuf und eine Kompagnie Sapeure nach Kiathane geschickt worden, die aber auch nur festgestellt haben, daß die Quelle nicht mehr springt und versiegt ist.»

«Du kannst gehen, Djafer Agha!» dabei wirft der Sultan einen schnellen fragenden Blick auf seinen Magier.

«Es muß etwas Außerordentliches geschehen sein», entgegnet dieser langsam, «was die gefährliche Veränderung herbeigeführt hat. Die Wasser der Quelle von Kiathane und das Wohlbefinden Eurer Majestät sind durch höhere Mächte auf das Innigste verbunden!»

Zustimmend nickt der Sultan; nachdenklich greifen seine mageren Hände durch den Bart, bis er ein Zeichen gibt, weiter zu sprechen:

«Die gefährliche Veränderung, die ich schon erwähnte, kann nur durch etwas hervorgerufen sein, was sich bisher nicht in der Umgebung Eurer Majestät befand, nun aber in unmittelbarer Nähe ist. — Haben Eure Majestät vielleicht in letzter Zeit einen Gegenstand erworben, der irgendeinen solchen Einfluß haben könnte?»

«Jock!» Es ist ein Zungenschnalzer der Verneinung, auch vom Sultan wie bei allen Türken mit einem Zurückwerfen des Kopfes bekräftigt. Müde hebt er wieder den Finger nach einer neuen Zigarette; schon will Hassan besonders eilfertig diese seinem Herrn reichen, da greift der Sultan, auf das Schlimmste gefaßt, in die Tasche nach dem Revolver, wobei er in seiner Todesangst in den falschen Schlitz faßt und jene Edelsteine hervorzieht, die er zum Schutz gegen böse Geister genau nach den Vorschriften Seyfullahs bei sich trägt und täglich wechselt. In seiner zitternden Hand liegen ein Türkis, zwei Opale und ein Diamant.

Zufrieden, daß der Padischah seine Glückssteine bei sich trägt, will schon der Magier eine neue Frage stellen, da fällt sein Blick noch einmal auf die offene Hand des Padischahs und die blitzenden Steine: «Um aller bösen Geister willen, wo haben Eure Majestät diesen blauen Diamanten her? — Dieser furchtbare Stein hat Kraft genug in sich, alle süßen Wasser von Skutari, ganz zu schweigen von der kleinen Quelle von Kiathane, versiegen zu lassen und damit den Thron Eurer Majestät auf das ärgste zu gefährden!»

Schreckensbleich läßt Abd-ul-Hamid die Hand fallen; die dicke Unterlippe fällt schlaff herunter, gelbe Zähne, wie die eines Totenkopfes, starren hervor, während die Steine klappernd über die Erde rollen.

«Das verdanke ich diesem Simon Montharides; schon öfters hat er mir Juwelen verkauft, aber diesesmal hat er mich betrogen!» Heiser klingt das grausame Lachen Abd-ul-Hamids: «Von einem russischen Prinzen will er den Diamanten erworben haben — diesen Glücksstein! Nun, er soll wenigstens diesem Montharides kein Glück bringen!»

Schweigend zieht der Sultan aus einem der Schlitze einen Schreibblock und das berüchtigte Siegel «Vur muhuru» hervor und drückt es unter den Namen des Simon Montharides auf das Papier: «Geh, Hassan, besorge das!»

Dann läßt der Sultan den Eunuchen Agha kommen: «Lese die Steine auf und schaffe sie in den Tresor, den Blauen Diamanten jedoch, den bringe heute nacht noch meiner Halbschwester, der Prinzessin Fatme, und sage ihr, ich schicke ihr diesen wunderbaren Stein als Zeichen meiner brüderlichen Liebe; sie möchte ihn nur recht oft, ja täglich tragen, weil es ein Glücksstein sei!»

Kaum hat dieser Eunuch die Laube verlassen, so kommt Kiamil-Bey schon wieder zurück: «Der Befehl gegen Simon Montharides ist unausführbar, Majestät!»

«Unausführbar?» wiederholt der Sultan eisig und stützt sich dabei geduckt auf die Armlehnen seines Sessels, als wolle er jeden Augenblick aus ihm auf Kiamil zuspringen.

«Unausführbar, Majestät, weil jener Montharides, wie ich inzwischen festgestellt habe, nicht mehr am Leben ist. Er wurde unmittelbar nach seinem Besuch bei Eurer Majestät von einer Mauer in Top Hane, die plötzlich über seinem Wagen einstürzte, zermalmt und totgeschlagen.

Schon wenige Tage nach dem Tode Montharides findet man die Prinzessin Fatme erwürgt auf der Terrasse ihres Hauses in Stenia; bis auf den heutigen Tag ist es nicht gelungen, diesen Mord zu enträtseln. Auch der Günstling Seyfullah soll kein glücklicheres Schicksal haben: er wird nach Benghazi verbannt, wo er gleichfalls auf eine nie geklärte Weise ermordet aufgefunden wird.

Schließlich packt auch das erbarmungslose Geschick den allmächtigen 34. Sultan des Osmanischen Reiches Abd-ul-Hamid II. Von den Jungtürken wird er auf wenig rühmliche Weise gezwungen, dem Throne zu entsagen und nach Saloniki in die Verbannung zu gehen.

Zehn Jahre lang muß er dort als Gefangener schmachten, bis ihn der Tod erlöst. Weder er noch seine Nachfolger sollen es erleben, daß die Quelle von Kiathane wieder springt und das rettende Lebenswasser aus der Erde hervorsprudelt.

Der diamantene Berg.

Gleichmäßig stampfen die Maschinen ihren Takt; leise vibrieren Decke und Wände der Kabine. Daran ist aber der alte Oberzahlmeister Wills seit vierzig Jahren gewöhnt; der läßt sich so leicht nicht aus seiner Ruhe bringen. Gleichmütig, schon selbst mit der Zeit zur Maschine geworden, verrichtet er seine Arbeit, legt die Schecks der Passagiere nach gewohnter Weise auf die verschiedenen Häufchen, geordnet nach Pfunden, Dollars, Gulden, Mark und Kronen, um auf jeden dieser Schecks den gleichen Stempel zu setzen:

Samstag, den 13. April 1912.
White Star Line,
«Titanic»
Wills.

So viele Schecks und in solcher Höhe hat Wills noch nie an Bord auszahlen müssen, aber es gibt ja heute auch auf der «Titanic» drei Bälle in den drei Klassen, besonders natürlich in der ersten, wo es hoch hergehen wird, denn an diesem Bankett werden die Finanzgrößen aus allen Ländern der Welt, darunter auch, fast vollzählig, der Aufsichtsrat der White Star Line teilnehmen.

Für Wills sind Bankette anläßlich einer solchen Maidenfahrt nichts Neues; ihm imponieren sie nicht mehr, nicht einmal die berühmten Männer und deren Damen in den neuesten Schöpfungen von Poiret und Drécoll, übersät von den auserlesensten Juwelen der Rue de la Paix; ihn interessiert auch wenig das ewig sich wiederholende Menu für solche Luxussoupers mit Kaviar, Bärenschinken, Hummer à la Vanderbilt und was es sonst noch alles unter diesen zwanzig Gängen geben kann. Wenn dann Souper und Ball vorüber sind — meistens beginnt dann schon die Sonne sich aus dem Meere zu erheben — fängt erst die eigentliche Arbeit für ihn an, denn dann kommen die Damen in die Zahlmeisteroffice hinunter, um ihren Schmuck wieder in die Safes zurückzulegen oder auch einer der Herren, um seine brillantenbesetzten Orden oder einen kostbaren Solitär in Sicherheit zu bringen.

Gerade als Wills einen neuen Haufen Schecks sortieren will, klopft es. Es ist der Chefsteward Miller, schon festlich für das Bankett ganz in Weiß gekleidet, auf dem rechten Oberarm das Zeichen der «Titanic»: die rotweißen Streifen, darüber den weißen Stern der Gesellschaft: «Wir machen gute Fahrt, Wills! Wenn das so weitergeht, holt sich die ‚Titanic' schon bei der Jungfernfahrt das Blaue Band. Wir haben Glück, so etwas miterleben zu dürfen. Kein Gegenwind, die Strömung gering, das Meer wie ein Spiegel, dazu die Maschinen — Vickers-Armstrong! — Alles großartig! — In den Kesselräumen sieht es wie in einer Küche aus: blitzblank gekachelt, keine Kohlen, kein Ruß, kein schwitziger Mensch, alles automatisch durch Druckluft! — Indeed! Ein Wunderschiff, diese ‚Titanic'!»

«Setz dich!» sagt Wills ruhig und schiebt dem Chefsteward einen Korbsessel hin, «was mich anbelangt, so bin ich gar nicht so begeistert. Erstens diese Arbeit hier und dann —»

«Und dann?» fragt verwundert der andere, der seine Tellermütze achtlos mitten auf die Schecks geworfen hat, «was weiter noch?»

«Wenn du schon fragst, Miller, so will ich dir auch sagen, was ich denke: ich kenne die christliche Seefahrt seit meiner Kindheit, bin alt auf diesen Schiffen geworden, vom Raddampfer ‚Pennsylvania' an bis zu unserer neuen ‚Olympic'. Das war, weiß Gott, schon eine Höchstleistung und damit eine Grenze. Dieses Schiff aber, sage ich dir, diese ‚Titanic' ist mit ihren fünfzigtausend Tonnen eine Uebersteigerung, eine Herausforderung an das Schicksal. Sie ist ein Wolkenkratzer des Meeres, wirklich titanisch; die Menschen sind aber keine Titanen, sollten sich besser bescheiden und nicht ihre Werke für göttliche erklären, die jeder Naturgewalt trotzen könnten. Kaum hat man dieses Schiff zu Wasser gelassen, so spricht man schon von einer ‚Gigantic' mit siebzigtausend Tonnen! — Miller, so etwas kann nicht gut gehen!»

«Warum elegisch, Wills», wirft lachend der Steward ein, «unser Aufsichtsrat wird schon recht haben, wenn er dieses Schiff so benannte, denn titanisch ist es ja und durch ein neues Schottensystem unsinkbar dazu!»

Die Tür fliegt auf; ein Page wirft schnell ein Blatt auf den Tisch; es ist eine kleine Ozeankarte mit der eingezeichneten Position der «Titanic».

Droben auf dem Bootsdeck hat diese nur für die Passagiere bestimmte Karte auch der Zweite Offizier erhalten; vor vier Stunden ist er von der Brücke abgelöst worden. Aber selbst auf diesem kleinen Plan erkennt er sogleich, daß in den letzten Stunden der Schiffskurs geändert sein muß. Der Kapitän hat danach die nördlichere Route gewählt, kürzer, aber gefährlicher wegen der Möglichkeit auftretender Eisberge. Dieser noch junge Offizier kennt den Ehrgeiz seines Vorgesetzten, ahnt, wie er sich vor dem versammelten Aufsichtsrat an Bord hervortun möchte, wie er unter allen Umständen schon bei dieser Jungfernfahrt das Blaue Band für die «Titanic» gewinnen will.

Nachdenklich lehnt er sich über die Reling; unter ihm rauschen die Bugwellen vorbei, in denen sich die fünf Reihen Lichter der Decks spiegeln. Das Schiff macht volle Fahrt mit neuen, noch nicht eingelaufenen Maschinen!

(Fortsetzung folgt)